

Der lange Weg ZURÜCK



Auf die Frage, was er sich wünscht, antwortet der Polizist Z.: „Dass ich das alles eines Tages ganz vergessen kann“

Auf einmal war da dieser Mann im grellen Licht der Krankenhauslampe. Er starrte Alexander Z. an, mit einem rotblau verfärbten Auge so groß wie ein Tennisball. Alexander Z. schaute ganz genau hin – und konnte es nicht fassen. Dieser Mann mit dem deformierten Gesicht, das war tatsächlich er. Sein Spiegelbild. „Da hab’ ich einfach nur gewinkt“, erinnert sich Z. fast drei Jahre später.

VON CARLA BAUM

Z. war einer von zehn Polizeibeamten, die im November 2016 verletzt wurden bei einem Einsatz, der außer Kontrolle geriet. Er trug die schwersten Schäden davon – körperlich und psychisch. Aber auch viele seiner Kollegen von damals lässt der Vorfall bis heute nicht los.

Etwa jeder vierte Polizist wird mindestens einmal während seines Berufslebens Opfer einer Gewalttat. 2018 erfasste das BKA erstmals gesondert „tätliche Angriffe gegen Vollstreckungsbeamte und gleichstehende Personen“. Deutschlandweit zählte es 11.704 Fälle. Die Öffentlichkeit erfährt von den schlimmsten Vorfällen über Schlagzeilen wie diese: „17-Jähriger schlägt Polizistin mit Hantel gegen den Kopf“, „Polizist muss nach Messerattacke notoperiert werden“. Oder wie im Fall von Alexander Z.: „Knöllchen-Streit eskaliert: Zehn Beamte verletzt“.

Der 12. November 2016 ist ein Samstag, Alexander Z. hat Frühdienst in der Polizeidienststelle Düren. Er ist 36 Jahre alt, 17 davon im Dienst, ein erfahrener Hauptkommissar. Mittags gegen halb eins sitzen er und seine Kollegin im Auto auf dem Weg zurück zur Wache, da wird über Funk gemeldet: Ein Mitarbeiter des Ordnungsamtes werde in der Scharnhorststraße bedroht. Die Beamten schalten das Blaulicht ein und fahren los.

Als sie in die Straße einbiegen, sehen sie schon den Mitarbeiter des Ordnungsamtes, hastig winkt er das Auto zu sich heran. „Die wollen mich umbringen“, sagt er und deutet auf das gegenüberliegende Wohnhaus. Davor stehen mehrere Mitglieder der Familie S., einer türkischen Großfamilie. Sie schreien: „Scheiß-Bullen, das ist unsere Straße.“ Z. ignoriert sie. Er weiß, was er als Erstes zu tun hat. Vom Ordnungsamt mit-

Der Polizeibeamte Alexander Z. wurde im Dienst angegriffen. Es dauerte Jahre, bis er wieder arbeiten konnte. Hier erzählt er seine Geschichte

arbeiter nimmt er die Anzeige auf. Der Streit sei entstanden, erzählt der, als er ein „Knöllchen“ an eines der Autos gehalten habe.

Z. geht mit der Anzeige hinüber zu den Männern. „Willst du sterben?“, fragt einer der Jüngeren und packt ihn am Kragen. Es gibt ein Handgemenge. Die Lage eskaliert, als mehr Beamte zur Verstärkung anrücken. Aus dem Augenwinkel sieht Z., wie der Vater der Familie mit erhobenem Arm auf einen Kollegen losgeht. In der Hand hält er einen Radmutter Schlüssel, mit dem er zuvor an seinem Wagen die Reifen gewechselt hat. Z. wirft sich dazwischen, zückt Reizgas. Es gelingt ihm, den Mann zu überwältigen. Doch die Söhne packt nun die Wut auf den Polizisten, der es gewagt hat, das Familienoberhaupt außer Gefecht zu setzen. Einer von ihnen, Gabriel S., schnappt sich den Radmutter Schlüssel. Dann geht alles ganz schnell. Z. spürt einen heftigen Schlag gegen den Kopf. „Ich sah nur noch Sterne“, sagt er, „aber ich wusste, ich darf jetzt nicht ohnmächtig werden.“ Mit letzter Kraft robbt er auf die andere Straßenseite.

Aus Z.s Ohr läuft Blut. Der Notarzt ist besorgt: ein Anzeichen für einen Schädelbasisbruch. „War es dann aber nicht“, sagt Z. trocken. „Sondern eine sogenannte Orbitabodenfraktur.“ Gabriel S. hat mit dem Radmutter Schlüssel Z.s linke Augenhöhle zertrümmert. In einer Operation in der Uniklinik Aachen müssen die Ärzte sein Auge erst herausnehmen und dann wieder einsetzen. Monatlang wird Z. nach der Operation unter Gleichgewichtsstörungen leiden. Neben Z. werden noch neun weitere Polizisten bei dem Einsatz verletzt, viele davon Kollegen aus Düren. Mehrere Mitglieder der Familie S. werden spä-

ter vor dem Landgericht Aachen verurteilt. Haupttäter ist der heute 31-jährige Gabriel S. Er sitzt eine vierjährige Haftstrafe ab. Sein Vater Faysal sowie die Brüder Michael und Daniel kommen jeweils mit Bewährungsstrafen davon.

Alexander Z. sagt, es sei ihm wichtig gewesen, dass die Täter eine gerechte Strafe bekommen. Doch wütend auf sie sei er nicht gewesen. „Resignation“, so beschreibt er sein Gefühl in den Wochen nach dem Vorfall. Ein Gedanke lässt ihn nicht los. „All die Jahre im Dienst, und nie war was – und jetzt das.“

Nie war was. Bei einem Beamten wie Z. heißt das nur, dass es nie zum Äußeren gekommen ist. Denn selbstverständlich war da was. Da war zum Beispiel der zweijährige Junge, der aus dem offenen Fenster im dritten Stock gefallen war. Z. hatte sofort gesehen, dass der Notarzt nichts mehr für ihn würde tun können. Oder der erschossene Mann auf dem Sofa, die Hände wie zum Gebet gefaltet. „Es hat immer ganz gut geklappt, das alles auf der Dienststelle zu lassen“, sagt Z. Sein Heimatdorf in der Eifel gab ihm Ruhe. „Da bin ich Traktor gefahren, da war meine Familie.“

Im Berufsalltag eines Polizisten sind belastende Situationen keine Ausnahme, sondern die Regel. Der Tod ist ein ständiger Begleiter, die Beamten sind oft als Erste zur Stelle, wenn Unfälle oder Gewalttaten passieren. Doch körperliche Angriffe sind besonders schwer zu verarbeiten, sagt Sven Steffes-Holländer, Chefarzt der psychosomatischen Heiligenfeld Klinik in Berlin, an der viele Polizisten in Behandlung sind. „Im Polizeiberuf spielen Ideale wie Gerechtigkeit und Sicherheit eine große Rolle“, sagt er, „Wird ein Beamter angegriffen, sind da nicht nur die Wunden. Er fühlt sich auch in seinen Idealen verletzt.“

Z. kann schon kurz nach dem Vorfall nicht mehr schlafen, hat Flashbacks. Er schreckt nachts hoch, nach von kaltem Schweiß. Später diagnostiziert ihm ein Therapeut eine Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS).

Nicht alle von Steffes-Holländers Patienten kommen mit dieser Diagnose. Manche haben über die Jahre Suchtproblematiken entwickelt, andere leiden unter Angststörungen oder Depressionen. Polizisten seien besonders gefährdet für eine sogenannte „kumulative Traumatisierung“, sagt der Psychotherapeut. Um zu erklären, was er meint, wählt er das Bild eines Fasses: Im Laufe des Lebens fülle es sich mit belastenden

Situationen. „Irgendwann ist es einfach voll, dann sind alle Reserven, mit dem Erlebten fertig zu werden, aufgebraucht.“ Bei Polizisten fülle sich das Fass oft schneller als bei anderen, weil ihr Alltag voller unvorhersehbarer Erlebnisse ist. Wenn sie morgens die Tür zur Dienststelle aufdrücken, wissen sie noch nicht, welche Bilder auf dem Nachhauseweg in ihrem Kopf herumschwirren. „Und bei einigen ist das Fass bei Berufsbeginn schon halb voll, weil sie in ihrem Leben schon viel verarbeiten mussten“, gibt der Arzt zu bedenken.

Folgt man Steffes-Holländers Gedankengang, müssten vor allem ältere Polizisten wegen einer „kumulativen Traumatisierung“ behandelt werden. Doch die Patienten sind überwiegend jüngere Beamte. Diese suchten heute schneller psychologische Hilfe und gingen offener damit um, sagt Steffes-Holländer. Das Bild des starken Polizisten, des harten Hundes, der alles wegsteckt, sei nicht mehr so verbreitet. Der Arzt merkt das auch an einer größeren Offenheit für psychologische Therapieformen. Neben

Erholungsheim für Polizisten in Bayern. Zwei Wochen verbringt Z. mit seiner Lebensgefährtin dort.

Einrichtungen wie die bayerischen Erholungsheime gibt es nicht in jedem Bundesland. „Leider kommt es zu oft noch auf die Dienststelle an, wie gut Polizisten nach einem traumatischen Erlebnis behandelt werden“, sagt Jürgen Röhr. Der ehemalige Polizist leitet in ganz Deutschland Selbsthilfegruppen für Polizisten, die traumatische Erlebnisse hatten. Immer noch höre er von Teilnehmern, dass sie bei ihren Vorgesetzten für eine Therapie kämpfen müssten. „Doch das Thema ist schon besser angekommen als damals bei mir.“ Der heute 59-Jährige wurde 2003 angeschossen und so schwer verletzt, dass er drei Monate im Koma lag. Danach, sagt er, hatte er das Gefühl, „fallen gelassen“ zu werden. Innerhalb der Polizei gab es kein Netz, das ihn auffing, niemanden, der ihm zur Seite gestanden hätte. In den Dienst konnte er nicht mehr zurückkehren, dafür hat er es sich zur Aufgabe gemacht, traumatisierten Polizisten zu helfen – als Notfallseelsorger und Seminarleiter. Anfang des Jahres erhielt er für sein ehrenamtliches Engagement das Bundesverdienstkreuz.

Dass sich die Polizei heute besser um verletzte Beamte kümmert, liegt laut Röhr auch am Personalmangel. Kein Bundesland kann es sich noch leisten, auch nur einen fähigen Polizisten zu verlieren. Nach Angaben der Polizeigewerkschaft GdP fehlen bundesweit 20.000 Polizisten, eine Pensionierungswelle steht an. Jeder Kollege wird nach einem Ausfall so schnell wie möglich wieder im Dienst gebraucht. „Das ist es auch, was die Mehrheit nach einem traumatischen Erlebnis will“, sagt Röhr, „möglichst bald wieder zu arbeiten.“

Auch Alexander Z. wollte zurück. Nur auf keinen Fall wieder nach Düren, weil die Familie S. dort noch wohnt. Im Oktober 2018 fängt er in seiner neuen Dienststelle an. Am ersten Tag streift er sich die alte Uniform über. „Sie fühlt sich an wie früher“, sagt er. Aber sein Arbeitsalltag hat sich verändert. Er arbeitet nun im Verkehrsbereich, vom Schichtdienst ist er befreit, wegen der Schlafstörungen. Regelmäßig geht er noch zu seiner Therapeutin.

Bei der Frage, was er sich für die Zukunft wünscht, muss er überlegen. „Dass ich all das eines Tages ganz vergessen kann.“ Im Moment sieht es nicht danach aus, dass dieser Tag bald kommen wird.

”

IM POLIZEIBERUF SPIELEN IDEALE WIE GERECHTIGKEIT UND SICHERHEIT EINE GROSSE ROLLE

SVEN STEFFES-HOLLÄNDER, Chefarzt der psychosomatischen Heiligenfeld-Klinik in Berlin

Gesprächsgruppen stehen auch körperbezogene Therapien auf dem Programm. Zwischen sechs Wochen und drei Monaten bleiben seine Patienten in der Klinik, dann fühlen sie sich meist für die Rückkehr in den Dienst gewappnet.

In eine Klinik geht Alexander Z. nicht. Aber er sagt, er habe von Anfang an viel Unterstützung bekommen. Seine Kollegen besuchen ihn regelmäßig. Sein Chef sagt ihm: „Nimm dir die Zeit, die du brauchst.“ Er sucht sich eine Psychotherapeutin, die ihm noch heute hilft, mit dem Erlebten fertig zu werden. Die Polizeistiftung NRW organisiert ihm einen Aufenthalt in einem Er-